

(Nachdruck verboten.)

40]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Pelle schritt schnell dahin, um auf das offene Land zu kommen. Er liebte diese öden Gassen am Rande der Stadt nicht, wo sich die Armut wie ein Vogelbauer zu beiden Seiten der schmalen Kluft erhob, und die Dunkelheit hinter vielem versteckte. Wenn er in eine endlose Steinschlucht hineingeriet, wo sich Ein- und Zweizimmerwohnungen in sieben Reihen übereinander erhoben, so weit er sehen konnte, drohte der Mut ihn zu verlassen. Es war wie eine Wanderung über einen ungeheueren Friedhof voll zerörter Hoffnungen, alle diese Tausende von Familien waren wie ebenso viele unglückliche Geschicke; hell und hoffnungsvoll waren sie alle hinausgeschickt und nun saßen sie hier und kämpften mit der Leere.

Er ging schnell hinaus, am Feldwege entlang. Es war stockdunkel, und es regnete, aber er kannte die Gräben und Steige auswendig. Weit auf den Hügel hinauf schimmerte ein Licht, das an einen Stern erinnerte, der niedrig am Himmel stand; es mußte die Lampe aus Bruns Schlafzimmer sein. Er wunderte sich, daß der Alte noch im Gange war. Er ermüdete so schnell, jetzt, wo er aus der Beschäftigung eines langen Lebens ausgetreten war, und pflegte früh zu Bett zu gehen. Vielleicht hatte er vergessen, die Lampe auszulöschen.

Pelle hatte den Kragen über die Ohren aufgeschlagen, ihm war so recht wohl zu mut; er liebte es, allein in der Dunkelheit zu gehen. In alten Zeiten hatte ihre gähnende Leere ihn mit panischem Schrecken erfüllt, aber das Gefängnis hatte seinen Sinn damit vertraut gemacht; er konnte sich auf die einsamen nächtlichen Wanderungen heimwärts über die Felder freuen. Dann erstarrte der Lärm der Stadt hinter ihm, und er atmete die reine Luft ein, die ihm direkt aus dem Weltraum entgegenzufließen schien. Alles das, was der Mann mit niemand teilen kann, stieg auf diesen Wanderungen in ihm auf. In dem täglichen Kampf konnte er gar oft ein niederdrückendes Gefühl haben, daß der Ausfall auf reinen Zufälligkeiten beruhe. Es war nicht leicht, sich in dem tausendstimmigen Lärm Gehör zu verschaffen; es gehörte etwas Sensationelles dazu, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, und er kam nur mit einer ganz gewöhnlichen Idee und behauptete, daß sie, ohne ein Rad anzuhalten, die Welt umzuwandeln könne. Das Bestehende machte sich nicht einmal die Mühe, ihn zu bekämpfen; selbst die Fabrikanten innerhalb des Faches begegneten seinem Unternehmen mit Ruhe und schienen den Krieg gegen ihn aufzugeben zu haben. Er war auf großen Widerstand gefaßt gewesen und hatte sich dazu gefreut, ihn zu überwinden, und diese Gleichgültigkeit machte ihn oft an sich selbst verzagen. Seine unbezwingbare Idee ging ja nur unter in dem bunten Wirrwarr des Lebens!

Aber hier draußen auf dem Lande, wo die Nacht als große Ruhe über der Erde lag, erhielt er seine Kräfte wieder. All das Gleichgültige fiel weg, und er sah, daß er so wie die großen Brückenpfeiler sein Eigentliches unter der Oberfläche hatte. So unansehnlich er auch aufragte, ruhte er auf einer großen Unterlage; die Einsamkeit um ihn her entschleierte ihm das und bewirkte, daß er sich mächtig fühlte. Während man sein Unternehmen überfah, wollte er es so stark machen, daß sie mit der Stirn dagegen rannten, wenn sie erwachten.

Pelle war glücklich, auf dem Lande zu wohnen; es war sein Traum, daß einstmal auch die Arbeiter wieder hier hinausziehen sollten. Die Stadt ward ihm immer widerwärtiger; er lernte es nie, ganz vertraut mit ihr zu werden. Es war ihm immer gleich sonderbar, sich in diesem summennden Bienenkorb zu bewegen, wo ein jeder auf seine Rechnung zu schnurren schien und sich doch alle unter einem großen Willen beugten: den des Hungers. Die Stadt übte eine dumpfe Macht auf die Gemüter aus. Sie zog die Armen durch eine lügenhafte Vorpiegelung von Glück an. Und hatte sie erst einmal, so hielt sie sie dämonisch fest. Die giftige Luft war wie Opium, die elendesten Armen träumten sich darin das Glück, und wenn sie erst Geschmack daran gefunden hatten, waren sie nicht mehr imstande, wieder hinauszureisen

nach dem schlichten Mittag. Es lag immer etwas Entsetzliches hinter der Physiognomie der Stadt, als lauere sie nur darauf, Menschen in das Netz zu ziehen und sie auszufragen. An Tage konnte dies von den vielen Lauten verschleiert werden, aber die Dunkelheit trug es an die Oberfläche.

Jeden Abend, ehe Pelle zu Bett ging, mußte er hinaus an den Giebel und in die Nacht hinausstarren. Das war eine alte Bauernsitte, die er von Vater Vasse und wieder von dessen Vater geerbt hatte. Dann schweifte sein Blick fragend über die Stadt hinab, wo seine Gedanken schon im voraus waren. An sonnigen Tagen war da nur Nebel und Rauch, aber in einer so stockfinsternen Nacht lag ein festlicher Lichtschimmer darüber. Die Stadt hatte eine eigentümliche Gabe, die Dunkelheit auf sich herabzuziehen und ein weißes künstliches Licht darin anzuzünden. Sie lag niedrig wie ein Sumpf mit Gefällen von allen Seiten, alle Abflüsse mündeten darin; ihr leuchtender Nebel schien bis an die äußersten Grenzen des Landes zu reichen — alles strebte ihr zu. Große goldene Fliegen hingen schaukelnd über dem Sumpf in metallischer Pracht. Mücken tanzten darüber hin, gleich sorglosen Schatten. Ein unaufhörliches Summen stieg daraus empor, und darunter lag die Tiefe, die das alles groß gezogen hatte und bubbelte, so daß man es bis hier oben hören konnte.

Zuweilen flackerte das Licht am Himmel auf wie der Widerschein aus einer ungeheueren Esse. Es war, als poche ein ungeheueres Herz panisch in der Dunkelheit da drinnen. Sein eigenes wurde davon angesteckt und schnürte sich in unklarer Angst zusammen. Schreie konnten plötzlich von daher aufsteigen, und man wünschte es fast: ein starker Ausbruch war eine Erleichterung nach der ewigen lockenden Spannung. Dort unten unter den Mauern der Stadt war die Dunkelheit immer lebendig; gleich einem schweren Lebensstrom glitt sie dahin, rann träge zwischen Kneipen und Lasterhöhlen und Kasernen mit ihrem verhängnisvollen Inhalt von Not und Verwünschungen. Ihr geheimes Treiben flöhte ihm Schrecken ein. Er haßte die Stadt um ihrer Finsternis willen, die so viel verbarg ...

Er war vor der „Morgendämmerung“ stehen geblieben und stand nun da und starrte hinab. Plötzlich hörte er einen Laut von da drinnen, der ihn zusammenschrecken machte. Schnell schloß er auf und ging hinein. Ellen kam auf die Diele hinaus, sie sah verstört aus.

„Gottlob, daß Du kommst,“ sagte sie, „Anra ist so krank.“ Sie vergaß ganz, ihm Guten Tag zu sagen.

„Ist es etwas Ernsthaftes?“ fragte Pelle und warf hastig Hut und Rock ab.

„Es ist wieder die alte Geschichte. Ich ließ einen Wagen vom Hofe in die Stadt zum Doktor fahren, das ist teuer geworden. Aber Brun sagte, ich sollte es tun. Sie bekommt warme Milch mit Emser Salz und Sodawasser. Du mußt Dich wohl erst ein wenig wärmen, ehe Du zu ihr hineingehst; aber beeile Dich ein wenig. Sie fragt fortwährend nach Dir.“

Im Krankenzimmer herrschte Halbämmerung. Ellen hatte einen roten Särm über die Lampe gehängt, damit das Licht die Kleine nicht genieren sollte. Brun sah auf einem Stuhl am Bett und starrte das Kind unverwandt an, das im Fieberschlummer dalag und vor sich hinplauderte. Er machte Pelle ein Zeichen, daß er ganz leise gehen solle. „Sie schläft,“ flüsterte er. Der alte Mann sah unglücklich aus.

Pelle beugte sich geräuschlos über sie. Sie lag mit geschlossenen Augen, schlief aber nicht; ihr heißer Atem ging in kurzen Stößen über sein Gesicht. Als er sich aufrichten wollte, öffnete sie die Augen und lächelte ihm zu.

„Was ist das nur einmal mit Schwester, will sie uns nun wieder krank werden?“ fragte er leise. „Ich glaubte, die Sonne hätte die alte Bronchitis weggezaht.“

Das Kind schüttelte ergeben den Kopf. „Hörst Du nicht den Stellermann?“ flüsterte sie. Er sah in ihrer Luftröhre und piffte aus Reibeskräften. Sie lautete mit einem ernstern Ausdruck nach ihm, dann stahl sie die Hand unter der Bettdecke hervor und strich dem Vater über's Gesicht, als wolle sie ihn trösten.

Brun steckte sie aber schnell wieder unter und deckte sie bis über die Schultern zu. „Da wäre beinahe die Puppe auf und davon geflogen,“ sagte er bedenklich. Er hatte ihr eine

große Buppe versprochen, wenn sie sich gut unter der Decke halten wollte.

„Krieg ich sie nun noch?“ fragte sie keuchend und starrte ihn erschreckt an.

„Ja, natürlich kriegst Du sie. Und wenn Du Dich hübsch spustest und schnell wieder gesund wirst, sollst Du auch einen Wagen haben mit Gummirädern.“

Ellen kam herein und unterbrach sie. „Jetzt hab' ich Herrn Bruns Schlafstube fertig gemacht,“ sagte sie und legte beruhigend die Hand auf die gespannten Zügel des Kindes.

Der Bibliothekar erhob sich zögernd: „Mit anderen Worten, nun soll Herr Brun zu Bett gehen!“ sagte er halb ärgerlich. „Na ja, denn Gute Nacht! Ich verlasse mich darauf, daß Ihr mich ruht, wenn es schlimmer werden sollte.“

„Wie gut er doch ist,“ sagte Ellen leise. „Er hat die ganze Zeit hier gegessen und acht gegeben, daß Anna gut zugehört war. Wir wagten kaum uns zu rühren; sie müsse Ruhe haben, sagte er. Aber er selbst konnte es nicht lassen, mit ihr zu plaudern, sobald sie nur die Augen öffnete.“

Ellen hatte Basse Fredrik in das Schlafzimmer unten gebettet und ihr eigenes Bett hier hinauf gestellt, damit sie bei dem Kinde wachen konnte. „Jetzt solltest Du zu Bett gehen,“ sagte sie leise zu Belle. „Du mußt ja todmüde sein nach der Reise. Vorige Nacht in der Bahn hast Du wohl auch nicht viel Schlaf getrieget?“

Er sah müde aus, aber ihre Ueberredungen nützten nichts, er wollte hier oben bleiben. „Ich kann unter diesen Verhältnissen doch nicht schlafen,“ flüsterte er, „und morgen ist ja Sonntag.“

Dann leg' Dich auf mein Bett! Du ruhst Dich doch wenigstens etwas aus.“

Er legte sich hin, um sich ihr zu fügen und lag nun da und starrte zu der Decke empor, während er den kurzen, röchelnden Atemzügen des Kindes lauschte. Er konnte hören, daß sie nicht schlief. Sie lag und spielte mit dem röchelnden Laut und ließ den Kellermann mit grober Stimme reden, bald pfeifen. Sie schien ganz vertraut mit diesem bössartigen Hineinreden, das sie schon so viele kranke Stunden gekostet hatte und in Belles Ohren so qualvoll tönte. Sie hatte eine wunderbar ergebene Art und Weise, die Krankheit zu tragen, die den Wesen aus den Hintergassen anhaftete. Sie wurde nicht ungeduldig und anpruchsvoll, sondern lag in der Regel da und unterhielt sich selbst. Es war, als sei sie ihrem Lager dankbar; sie war immer am besten gelaunt, wenn sie lag. Die Sonne hier draußen hatte sie tüchtig gebräunt; aber es mußte etwas in ihr sitzen, das sie noch nicht überwunden hatte. Man entrann der bösen Macht der Hintergasse nicht so leicht.

Jedesmal, wenn sie einen Hustenanfall bekam, richtete Belle sie auf und half ihr ausspeien. Sie wurde blaurot vom Husten und sah ihn mit Augen an, die nahe daran waren, unter der gewalttätigen Anstrengung zu brechen. Dann kam Ellen mit der warmen Milch und dem Emser Salz; die Kleine trank mit einem resignierten Ausdruck und sank wieder in die Kissen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Arrreligion.

II.

Johane Rando erzählt uns, daß man in seinem Volke an Ahnengeister glaubt; ihr Name ist Waruma, das bedeutet: Schatten (ein Ausdruck, der häufig vorkommt; auch in der deutschen Volksjage gibt der, dessen Seele dem Teufel verfallen ist, für schattenlos). Da man bereits unter Vaterrecht lebt, tritt wie in der Wirtschaft so auch im Kult, die Mutter, moe, stark zurück. Teufel im christlichen Sinne sind unbekannt. Die Waruma wohnen in der Tiefe der Erde, jedoch nur bis zum Negrovater, — die älteren gehen an einen zweifelhaft bleibenden anderen Ort oder in Tiere über. Es drückt sich hierin die Tatsache aus, daß jene Geister der Vergessenheit anheimgefallen sind; bei anderen Stämmen sind schon die Seelen der Großväter einen zweiten Tod gestorben und nur die Väter sind noch gekannt. Es wird zu jenen Alten also nicht mehr gebetet, höchstens zu dem Urahn der Häuptlinge, dessen noch in einem jährlichen Feste gedacht wird. Die Waruma leben unter wie auf der Erde; auf der Oberwelt lassen sie sich auch wohl dann und wann schattenhaft sehen, kämpfen wohl auch nöthigerweise mit einem einsam gehenden Menschen, wie ein anderer Stammesgenosse angibt. Jedes solche Erlebnis ist unglückweisigend, wenn nicht überhaupt lebensgefährlich. Auch redende Hyänen und Schakale (eben jene vergessenen Seelen) kommen nachts in die Dörfer und Höfe. Die Geister haben

Hunger, sie werden zornig, wenn sie nicht mit Nahrung versehen werden und schaden dann den Menschen. „Wenn die Ahnengeister nichts verlangen würden (d. h. wenn die Menschen keinerlei Plagen auszustehen hätten), würde sich niemand vor ihnen fürchten“, sagt Rando recht trocken, aber bezeichnend und den alten Ausspruch illustrierend. „Die Furcht hat die Götter erschaffen.“ Die Waruma verursachen Regen, Krankheit und Tod (den Niswachs hat M. wohl nur vergessen). Sie stehlen den Menschen Vieh und auch Gegenstände — ja selbst Menschen, die sich ihren Aufenthaltorten auf der Oberwelt unborsichtig nähern. Haben sie einen gepackt, so entgeht er ihnen, wenn er sich schnell eine Wunde schneidet, d. h. ihnen ein Blutopfer bringt. Auch im Schlafe kann einer weggeführt werden; dann muß man seine zurückgeliebenen Kleider liegen lassen, wie sie sind, sonst kehrt er nicht zurück. So werden auch die Walasche, die Wahrsager, weggeführt, um bei den Geistern die Wahrheit zu erfahren. Im Geisterreich setzt es für den Menschen, der sich nicht zusammennimmt, Prügel. Die Nahrung dort ist karg und schlecht — Käfer und Schmetterlinge — deshalb wohl nehmen auch die Geister für gewöhnlich mit den einfachsten Gaben der Menschen fürlieb. Man opfert ihnen Pflanzen und Tabak, auch dann und wann ein Tier, — alles und besonders letztere nicht regelmäßig, sondern nur bei ungewöhnlichen „Anzeichen“ und Uebeln. Dann geht man mit einer kleinen Gabe zum Wahrsager, der die Ursache in irgend etwas findet und das nötige Opfer vorschreibt. Man schlachtet nicht gern Vieh, sondern gelobt es vorläufig dem Geiste für den Fall der Besserung, — tritt dieser ein, dann vergißt man sehr oft das Gelübde. Nur wenn das Uebel fortbezieht, opfert man ein Tier, hält dabei auch eine Art Eingeweideschau. Wir genießen das ganze Fleisch samt dem Blute. Den Geistern gehört das „Leben“ der Bioge, das ein Schatten ist, — das stellt ihnen die Bioge dar. Schlimmstenfalls vertröstet man die Geister mit einer Hand voll Erde für später; man verspricht ihnen, von den von ihnen erbeten Gaben zu opfern. Den Geistern gehört alles schwarze und manches absonderlich gefärbte Vieh; wer das nicht opfert, wird krank. Das Opfer wird viermal bespuht, wie denn bei Zauber und Gegenzauber das Bespuhen fleißig geht wird. Kinderlosigkeit ist der schwerste Fluch, weil der Geist dann eben keinen Pfleger hat; darum nennt der Bruder eines ledig Verstorbenen über seiner eigenen Braut dessen Namen, so daß also seine Kinder auch als des Bruders Kinder gelten. Die Toten finden ein Erdbegräbniß in der Hütte; der Vater bei der Tür als Wächter der Seinen, die Mutter mehr im Hintergrunde. Kinder und Unfruchtbare werden außerhalb begraben; im Krieg oder von Tieren Geißelt überhaupt nicht. Dem Verstorbenen wird Bier gespuht und ein Stück Kleinvieh geopfert. Opfer erhalten auch noch der Blutbruder und der Vorbesitzer des bewohnten Bodens, wenn das Grundstück nicht ererbt ist.

Es gibt drei Klassen von Geistern. 1. Die Familiengeister. Das sind die direkten Ahnen. Ein Jahr nach dem Tode werden sie wieder ausgegraben und der Schädel auf dem Familienbegräbnißplatz, der stets auf der eigenen Pflanzung liegt, feierlich beigelegt. Mit einem jährlichen Opfer, das im Wesen von unserm Totensonntagsopfer in nichts verschieden ist, werden die Familiengeister abgefunden. 2. Sippenahnen und Ahnfrauen. Sie wohnen in den schon erwähnten Seen und Hainen, die wohl die Begräbnißplätze aus der Zeit der kommunistischen Wirtschaftsweise darstellen. Von ihrer Abfindung, die wahrscheinlich auch durch ein Jahresopfer geschieht, erwähnt der Berichtshatter nichts. 3. Häuptlingsahnen. Ihre Pflege ist eine politische Angelegenheit, die den Einzelnen nichts angeht; diese entsprechen also durchaus der „Staatsgottheit“ in höherstehenden Gemeinwesen.

Die Geister sind auch Führer und Schützer im Kriege. Der Fluch eines Sterbenden ist sehr gefährlich, überhaupt ist jeder Geist eines verstorbenen Gegners zu fürchten, weshalb man im allgemeinen in Frieden zu leben sucht. Es ist jedenfalls keinem Geiste zu trauen; „schlecht wie ein Geist“ ist eine allgemeine, jedenfalls den Mangel aller Pietät anzeigende Redensart. Eine Verwünschung lautet: „Ich übergebe dich den Geistern!“ Darum schafft der Krieger auch keine Befriedigung, — man bleibt stets in der Angst. — Böse Zauberei, gelegentlich von jedem einmal versucht, erbt sich in einer Anzahl Familien als Geheimwissen fort, das man sich durch Kauf erwerben kann. Zauberer, wenn entdeckt, werden nicht bestraft, sondern nur gescholten; bei nachgewiesenermaßen von ihnen verschuldetem Todesfall müssen sie jedoch das Muteiß zahlen. Besonders im Schwange ist der Schzauber, weshalb man von einem Fremden nichts oder doch nicht allein isst. Selbst die Weiber suchen ihren Männern irgend ein Leid anzuhängen, damit diese ein Tier schlachten und man Fleisch zu essen bekommt.

Der Gegensatz zur bösen Zauberei ist die gute der Wahanga: Medizinmänner, die oft mit den Walascha, den Orallern, identisch sind. (Man vergleiche im Christentum die schwarze Magie der Hexen und die weiße der Priester.) Erstere fertigen auch tragbare, noch recht kunstlose Amulette an. Bei den Wautuwöllern wird teilweise noch an einen höheren Gott geglaubt, der Muunga, Mulungi oder ähnlich heißt, was aber auch nur die Bedeutung: der Ura- alte hat. Wird damit wirklich schon ein höherer Begriff verbunden, so ist er doch nach Analogie eines Ahnengeistes vorgestellt. Bei den Dschagga tritt an seine Stelle Ruma, was aber auch nur die Einzah von Waruma ist. Er wohnt im Himmel, erzeugte die Menschen, gab ihnen Verhaltensmaßregeln, sieht ihnen aber sonst recht fern. Oft wird „Ruma“ auch einfach für: Himmel, Sonne,

Schicksal gebraucht. Er ist eine bloße Idee ohne Kultus; es existieren von ihm nur Sagen und höchstens der Glaube an einigen Witterungseinfluß. Hier liegt, wie Wando selbst meint, anscheinend auswärtiger, wahrscheinlichst mohammedanischer Einfluß vor, was um so wahrscheinlicher ist, als der Kumaglaube mit den alten Ideen in gar keinem Zusammenhang steht und diese, wie man sah, sich auf der niedrigsten Stufe befinden.

Wir haben hier jedenfalls eine so einfache Religion vor uns, wie sie ganz gut vor 50 000 Jahren schon bestanden haben kann. Eigentliche Götzenbilder sind noch nicht vorhanden, größere Götter der einfachen Organisation wegen gleichfalls noch nicht. Das Zauberey ist noch nicht auf eine religiöse Kunst beschränkt, die Zauberer arbeiten behufs Herbeiführung ihrer „Begeisterung“ noch mit keinem großen Brimborium, sie haben im Geisterreiche noch keinen Vorzug. Es gibt noch keine großen Götterfeste mit Tänzen usw., keine Beschneidung und Tätowierung, keine Aufnahme der Jugend in den Bund der Erwachsenen. Auch der Tierkultus fehlt noch, — die lebenden Tiere sind zwar alte, längst vergessene Geister, haben aber keinerlei Kult. Der Urahn der Häuptlinge hat sich noch nicht zum Volksheros oder -gott entwickelt; ein Jenseitsreich kennt man noch nicht. Es leben als Geister nur erst die weiter, die man persönlich kannte, an die man sich erinnert. — Dieser archaische Glaube in einer recht bevölkerten Gegend ist um so bemerkenswerter, als sich vielerorts bei Negern Religionen vorfinden, die an Menge der abergläubischen Bräuche und an Kompliziertheit des Zeremoniells es getrost mit allen anderen Systemen aufnehmen können.

V. Sommer.

Aus der Geschichte der Kriegsberichterstattung.

Ein Heer von Kriegsberichterstellern ist auf der Balkanhalbinsel eingetroffen, und die neugierige Welt lauscht gespannt auf die Nachrichten, die sie nach allen Enden der Welt telegraphieren. Der Kriegsberichtersteller ist ja heute eine wichtige und offiziell anerkannte Persönlichkeit. Aber lange Jahrhunderte hat die Geschichte ohne seine Berichte auskommen müssen, die heute eine ergiebige Quelle für die spätere historische Forschung sind. Der erste Kriegsberichtersteller, von dem wir wissen, war Henry Crabbe Robinson, den die „Times“ 1808 nach der pyrenäischen Halbinsel sandte, um die Fortschritte der englischen Armee unter John Moore zu verfolgen. Freilich begleitete er nicht die Armee, befand sich auch nicht auf dem Schlachtfelde, wie wir es heute von dem Berichterstatter erwarten, sondern sammelte seine Nachrichten, die er dann zu Schiff nach London schickte, aus Erkundigungen unter den Soldaten und aus sonstigen Beobachtungen. Der erste Journalist, der eine Armee begleitete und in Fühlung mit den leitenden Persönlichkeiten blieb, war Charles Lewis Gruneisen, der Vertreter der „Morning Post“ während des Karlisten-Krieges in Spanien 1837. Die Sitte, eigene Korrespondenten am Kriegsschauplatz zu haben, gewann erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts seit dem Krimkrieg größere Verbreitung, und zwar war der früheste Korrespondent, dessen Namen einen Weltruf erlangte, William Howard Russell, der die „Times“ über die Ereignisse in der Krim unterrichtete. Ihm war zwar gestattet, was seine Kollegen von heute nicht mehr dürfen, zu berichten und mitzuteilen, was er wollte, aber da man sich überhaupt um ihn nicht kümmerte, wurde es ihm nur unter großen Entbehrungen möglich, sich und sein Pferd durchzubringen. Seine ergebnislosen Vorstellungen im Hauptquartier, ihn doch nicht verhungern zu lassen, nahm man halb ärgerlich, halb belustigt auf und erklärte, daß man für ihn nicht sorgen könne. Und so ritt er denn als eine ziemlich unglückliche und traurige Gestalt über die Schlachtfelder hin, auf seinem dünnen, knochenartigen Klepper hockend, mit allerlei seltsamen Kleidungsstücken ausgestattet, auf dem Kopf die Mütze eines Jägeroffiziers mit breitem goldenen Band, in einem grünen Jägerjäckchen, beschmutzten Hosen und ungeheuren Stiefeln, ein Duell stauenden Gelächters für die Soldaten, die den Zeitungsmann in dichtem Stugelregen sahen, wie er mit unerklärlicher Ruhe Bemerkungen in sein Notizbuch schrieb.

Ein größerer Gegenjag zu diesem einfachen und unansehnlichen Mann läßt sich gar nicht denken als der prunkvolle Aufzug, in dem Archibald Forbes von den „Daily News“ einberzog, und die bedeutungsvolle Stelle, die er einnahm. Forbes war der erste Berichterstatter, der den Telegraphen für seine Zwecke ausnutzte. Er gab nicht mehr nur kurze Nachrichten über die militärischen Operationen und die Einzelheiten des kriegerischen Vorganges, sondern er entwarf flammende, farbenprächtige und stimmungsvolle Gemälde. Er vereinigte in sich die verschiedenartigen Gaben, die erst den Meister der Kriegsberichterstattung machen, strategischen Blick, diplomatischen Sinn und große schriftstellerische Begabung. So gut wie jeder Soldat legte er sein Leben aufs Spiel. „Seit die weittragenden Gewehre erfunden worden sind,“ schreibt er einmal, „ist es nicht mehr genug, wenn man von fern einer Schlacht zusieht. Heute, wo die Kanonen ein Gelände von drei englischen Meilen bestreichen und jede Kugel auf große Strecken ohne Gnade und Erbarmen tödelt, da muß der Kriegsberichtersteller jederzeit seine Haut zu Markte tragen.“ Einen Beweis seiner zähen Ausdauer gab Forbes im serbischen Kriege

1876. 120 englische Meilen raste er im schnellsten Galopp, alle 15 Meilen das Pferd wechselnd, bis zum nächsten Telegraphenamte, schrieb dann viele Stunden lang den Bericht über die Schlacht, übermittelte ihn an seine Zeitung und sank in den Kleidern in einen tiefen zwanzigstündigen Schlaf. Bei dieser Meisterleistung hatte er sechs Stunden im Feuer und Gewühl des Kampfes gestanden, war 120 Meilen geritten und hatte vier lange Zeitungsspalten den „Daily News“ telegraphiert, alles in 30 Stunden.

Ein ähnliches Glanzstück der Berichterstattung führte Helt White, der Vertreter der „New York Tribune“, im deutsch-französischen Kriege aus. Er beobachtete die Schlacht bei Sedan vom preussischen Hauptquartier aus am Donnerstag, dem 1. September, und wollte nach dem Ende der Kämpfe die Niederlage der Franzosen nach London berichten. Doch das französische Telegraphenbureau weigerte sich, diese Botichaft weiter zu bestellen, ja wollte ihn sogar verhaften lassen, weil er solche Dinge zu verbreiten wage. White fuhr nun eiligst nach Calais, setzte auf einem eigenen Dampfer nach Dover über, eilte mit einem Extrazug nach London, wo er am Sonnabend 5 Uhr morgens ankam. Sonntag früh stand sein Bericht, sechs Seiten lang, in der „Tribune“, während die Londoner Zeitungen erst Dienstag Nachrichten bringen konnten. Ein schlimmer Feind ist seit dieser Zeit den Kriegsberichterstellern in der Zensur entstanden. Lord Wolseley war es, der zuerst die Stellung der Korrespondenten im Stabe eines Heeres genau festlegte und gegen die Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch sie das Schreckgespenst strenger Verbote aufrichtete. Er ließ im ägyptischen Feldzug überhaupt keine Kriegsberichte mehr zu, so daß ein armer Korrespondent sich damit helfen mußte, seinen Lesern eine Naturschilderung von dem Dunkel und Glänzen der Sterne in der zweiten Wüstennacht zu entwerfen. Das war dem Herausgeber der Zeitung nicht recht und er telegraphierte kategorisch, er wolle keine Sternkundereien, sondern Neuigkeiten. Wolseley jedoch erwiderte auf die Klagen des Berichterstatters: „Ihr Herausgeber ist sehr unverständlich. Gibt es etwas Sichereres und Feststehenderes als die Sterne?“ So müssen sich denn jetzt die Korrespondenten sehr häufig, wie z. B. im jüngsten italienisch-türkischen Kriege, mit phantastischen Beschreibungen begnügen, denn es geht ihnen oft, wie jenem Berichterstatter der „Times“, der im japanisch-russischen Kriege den General Fufushima fragte: „Von wo aus werden Sie Ihre Truppen auf Kwantung landen, von Osten, Westen, Süden oder Norden?“ Und die Antwort erhielt: „Vom Himmel her, aus den Wolken.“

Kleines feuilleton.

„Das Boll wirds vergolden.“ Der Arzt Lazar Lazarevic, der bedeutendste Erzähler der ganzen serbischen Literatur, schildert in einer ergreifenden Skizze das Glend der serbischen Kriegsinvaliden. (Sie ist in der Sammlung „Aus dem Balkanwinkel“ 1908 bei Armeslang in Leipzig erschienen.) Die Erzählung sollte man jetzt unter den Balkanvölkern als Flugblatt verbreiten.

Der Kesselschmied Blagoje wartet ungeduldig am Ufer der Donau auf das Eintreffen des Dampfers, der endlich seinen Sohn bringen soll. Man hat ihm geschrieben, daß der Sohn im Türkenkrieg verwundet sei, nur ein ganz klein wenig. Er geht mit einem Hauptmann, der ängstlich seiner Frau und seines neugeborenen Kindes harret, in ein Wirtshaus, um die Zeit bis zur Ankunft des Schiffes zu verbringen.

Ein Stelzfuß geht vorüber. Der Kesselschmied bestürmt den Hauptmann:

„Haben Sie den mit dem Fuße gesehen?“

„Den mit dem Fuße?“

„Nun, den Mann ohne Fuß?“

„Welchen Mann ohne Fuß?“

„Ei, den mit dem Stelzfuß?“

„Den mit dem Stelzfuß?“

„Zum Henker, den mit dem Stelzfuß, welchem die Doktoren das Bein abgelägt haben?“

„Und warum haben sie's ihm abgelägt?“

„Sie sagen, daß er sonst an der Wunde gestorben wäre, die er am Javor erhalten hat, und so haben sie ihm das eine Bein abgenommen, und jetzt geht er ohne Bein. Kennen Sie den Mann nicht?“

„Ja weiß nicht,“ erwiderte der Hauptmann, „ich habe ihn nicht gesehen.“

„Aber der bettelt doch fortwährend vor der Kirche!“

„Im!“

„O mein Gott,“ sagte Blagoje und schüttelte sich. „Welches Häußlein Unglück! Hundertmal besser der Tod! Aber der macht sich nichts daraus, wenn er nur lebt! Und er raucht noch obendrein! Er sagt, es schade ihm absolut nicht!“

„Nun freilich nicht.“

„Nur das gefällt mir nicht, daß er bettelt!“

„Nun, er muß doch essen.“

„Das weiß ich wohl. Aber wenn er im Kriege das Bein verloren hat, so muß es ihm ersetzt werden. Man sollte zu ihm in freundschaftlicher Weise also sprechen: Hier nimm, Bruder! Danke dir, daß du für uns dein Blut vergossen hast und derartiges. Der Mensch hat doch gewissermaßen — das sieht man — sein Bein

verloren, geht an der Krücke! Jetzt braucht er Essen und Trinken. Er möchte natürlich auch eine Pfeife Tabak — man ist doch ein Mensch!

Der Hauptmann sucht den Kesselschmied zu befehlen, daß es schon Glüdes genug ist, für das Vaterland das Blut zu vergießen. Aber der Kesselschmied findet's gleichwohl schrecklich:

„Der Mensch will Brot! Soll er nun betteln gehen? Er muß! Er kann nicht pflügen, er kann nicht graben! Und manchmal schafft er nicht einmal mit dem Betteln etwas Rechtes zusammen!“

Endlich schläft der Kesselschmied ein. Das Schiff kommt an. Ein Soldat schleppt sich dahin ohne rechten Fuß und linken Arm. Blagoje wird gewedt; sein Sohn ist da. Er stürzt zum Ufer. Endlich sieht er den Krüppel. Er bricht ohnmächtig zusammen. Zum Bewußtsein erwacht, umarmt er den Sohn — lange und beghütet:

„Gott sei Dank, wenn du nur am Leben bist! Dann wird noch alles gut werden! Dies da“ — und er tastete mit der Hand auf die Krücke — „wird dir das Vell vergolden! Ist's nicht so, Brüder?“

Schnell gerührt, spendeten die Umstehenden reiche Gaben.

Der Krüppel wiederholt immer wieder seinen Dank. Er weint.

„Nun sch' mir einer den an!“ rief Blagoje aus. Wegen einer solchen Bagatelle zu weinen! Was ist denn an der ganzen Sache dran? Ein Wein! Ha, ha! Das alles wird wieder — beinahe hätte er gesagt: „nachwachen“, aber er hielt inne. „Alles dies wird wieder . . . Aber habe ich dir denn nicht gesagt: Alles dies wird dir das Vell vergolden?“ . . .

Also schließt die Erzählung:

Blagoje führte noch einige Zeit das Wort im Munde: „Das Vell wird das alles vergolden,“ dann gab er ihm die Wendung: „Alles das wird dir Gott vergelten“. Schließlich ergab er sich dem Trümme und starb bald darauf. Und sein Sohn erhält eine Pension aus dem Invalidenfonds und — bettelt.

Literarisches.

Leo Kolisch: Das Land der Zukunft. Verlag: Buchhandlung Vorwärts, Berlin.) Reisen und Reisen ist „zweierlei“. Für den Touristen mit hinreichenden Varmitteln in der Tasche macht es sich ja ganz nett. Aber für den Habenichtsbist bläst der Wind aus einem anderen Loch. Vollenbs, wenn einer im Fremdland sein Brot suchen muß. Leo Kolisch, ein deutschösterreichischer Genosse, weiß davon ein Lied zu singen. Es lockte ihn über den „großen Reich“ nach — Argentinien. Beschreibungen von diesem Lande, seinem kolossalen Reichtum und seiner Bevölkerung gibt es ja nun in Menge. Von ihnen allen hebt sich aber das Buch von Kolisch ab. Er schildert, wie es in Argentinien wirklich aussieht. Es ist — sagt Genosse Paul Göhre in seinem Geleitwort — das Argentinien nicht der dünnen Herrenlaste, die das ungeheure weite und leere Land heute beherrscht, sondern das Argentinien der bunt zusammengewürfelten Arbeitermassen, der eingeborenen Indianer und Mischlinge wie der eingewanderten Europäer. Es ist das Argentinien des internationalen Proletariats, das ein moderner Proletarier hier vor unseren staunenden Augen aufzeichnet.

Zuerst kommt der Verfasser nach Mendoza, dem längs der Nordküsten sich ausbreitenden Weinlande der argentinischen Republik. Dann geht er als Getreidearbeiter — immer von Buenos Aires aus — in die Pampas zu einem Großgrundbesitzer; von da nach den Kanalbauten in den unwirtlichen Sümpfen von Dolores; dann nach Patagonien, dem kalten, menschenleeren Südtteil Argentinien, und schließlich wandert er, hier oder da vorübergehend Arbeit findend, wieder westwärts, um nunmehr ganz Argentinien in etwa tausend Kilometer Breite zu durchqueren. Endlose Sandwästen müssen überwinden werden. Weil er schließlich sich den Strapazen nicht mehr gewachsen fühlt, fährt er — zwei Nächte hindurch — als „blinder Passagier“ oder Bufferreiter mit einem Lastzug direkt nach Mendoza. Hier verbleibt er vorerst als Arbeiter in einer Champagnerfabrik. Aber schon einige Monate weiter schwimmt er wieder auf dem Meer — diesmal seiner alten Heimat entgegen. . . . Vinnen wöchigen Jahren war er Weinlesearbeiter, Dreh-, Nachtwächter, Korn- und Maisarbeiter, Erdschipper, Ochsenknecht, Stauer im Schiffshafen, Zimmerer, Masler, Koch, Tischler, Gaucho, Schäfer und Schaffischer, Meiereiarbeiter, Brunnenmacher, Expedient und Metallarbeiter gewesen. Doch dieser ewige Berufswechsel ist nicht das Interessanteste an Kolischs Schilderungen; der wild romantische Steppendarakter ist's, den sie offenbaren. Man ist sonst gewohnt, hinter den meisten Darstellungen persönlicher Erlebnisse in erotischen Fernen viel Fragezeichen aufzustellen. Kolisch bleibt indes stets ehrlich, schreibt, was er gesehen und erfahren, mit fester Feder und erreicht so einen Realismus, dem, neben dem Eindruck der Wahrheit, vornehmlich der farbige Schimmer des Dertlichen eigen ist. Dies Buch erscheint als eine wirkliche Bereicherung unserer Wanderliteratur, speziell für die Arbeiterjugend.

Gauzwirk, Haft.

Die Herkunft der Kaffeearzmittel. Die Kaffeearzmittel sind, wenn man diese Wendung gebrauchen dürfte, weit älter als der Kaffee selbst. Schon lange, ehe von der Benutzung der Kaffebohne irgendwo die Rede war, wurde ein ähnliches Ge-

tränk aus gerösteten Getreidesamen, namentlich aus Roggen und Gerste hergestellt. Die Benutzung der gerösteten Gerste zu diesem Zweck erwähnt schon der alte Homer. Man kann fast sagen, daß jede Getreideart, aber auch noch viele andere Pflanzenstoffe zu diesem Zweck irgendwo und irgendwann gebient haben. Am bekanntesten ist die von den Liebhabern des Kaffees immer noch sehr gefürchtete Pichorie, außerdem kommen Weizen, Hirse, Reis, Zuderrüben und andere zuderhaltige Wurzeln in Betracht. In welcher Weise diese Erzmittel behandelt und verwandt werden, schildert B. Hoffmann in der Wochenschrift für Brauerei. Die Getreidesamen insbesondere werden vor der Röstung entweder an der Luft getrocknet oder im Gegenteile mit Wasser angefeuchtet. Durch das Verfahren schwellen die Körner auf, am stärksten die des Roggens. Die Erklärung dafür ist in einer Umwandlung des Stärkemehls in Dextrin zu sehen. Diese Stoffe geben dem gerösteten Korn die braune Färbung, sind aber durchaus nicht süß, sondern vielmehr bitterlich im Geschmack. Der aus solchen Körnern bereitete „Kaffee“ schmeckt rauchig und brennlich. Die Farbe richtet sich nach der der gerösteten Körner. Von einer Kaffeähnlichkeit des Geschmacks läßt sich eigentlich nicht sprechen, aber die Wirkung bei den Menschen ist ähnlich, indem von dem Genuß dieser Aufgüsse eine gewisse Erregung ausgeht. Milchzusatz gibt ihnen eine feinstenwegs ansehnliche violett-graue Farbe. Dies ist auch wohl der Hauptgrund, warum die einfach gerösteten Getreidekörner als Kaffeearzmittel heute nur noch eine geringe Rolle spielen.

Die Pichorie liefert doch wenigstens ein weit ähnlicheres Erzeugnis. Die Wurzeln der Pflanzen werden zunächst sorgfältig gereinigt und in Scheiben geschnitten, um in drehbaren Trommeln geröstet zu werden. Von der Sorgsamkeit des Röstens ist die relative Güte der Pichorie abhängig, die dann zu einem dunkelbraunen feinen Pulver zermahlen wird. Um diesem eine größere Haltbarkeit im Handel zu sichern, wird es noch mit Wasserdampf behandelt. Eine noch größere Verbreitung als die Pichorie besitzt heute der Malzkaffee, bei dem wiederum auf die Getreideart zurückgegriffen worden ist, aber mit Anwendung verbesserter Herstellungsmitel. Unter den verschiedenen Sorten hat der Kaffee aus Gerstenmalz den meisten Anklang gefunden, zumal er auch von den Vertretern der Gesundheitspflege empfohlen wird. Daneben kommt fast nur noch Weizenmalzkaffee in Betracht. Das Malz, das nur noch wenig Wasser enthalten darf, wird geröstet und dadurch wegen der Verkohlung der Zellfasern noch dunkler. Zur Verarbeitung gelangt entweder gewöhnliches Darmmalz oder Grünmalz. Die Erhitzung muß ziemlich stark und andauernd geschehen. Besondere Rösttrommeln mit sinnreicher Einrichtung sind dafür erdacht worden. Die Hitze darf jedoch auch nicht über 200 Grad steigen und nur bis zu einer dunklen Bräunung des Malzes gehen. Außerdem wird das fertige Produkt noch mit Kohrzucker oder zuderhaltigen Lösungen glasiert. Später erfolgt eine besondere Kühlung der Körner. Beim Röstfen entweicht ein Gas, das als Maltol bezeichnet wird und schwach nach Kaffee riecht. Der Nährwert des Malzkaffees wird vielfach überschätzt, in der Hauptsache wird sein Gebrauch durch Geschmacksrücksichten bestimmt.

Astronomisches.

Künstliche Mondkratere. Die Geologen, die ihr Forschungsgebiet gemäß dem Namen ihrer Wissenschaft auf die Erde beschränken sollten, haben in dem Studium der Mondoberfläche eine wichtige Unterstützung für die Aufklärung mancher vulkanischer Vorgänge auf der Erde gefunden. Allerdings befinden sie sich in dieser Hinsicht benachteiligt durch die Greiflosigkeit des Mondes, auf dem heute überhaupt keine oder fast keine Veränderung der Oberfläche mehr stattfindet. Die Veränderungen, die man durch das Fernrohr mit dem Auge oder mit der photographischen Platte auf dem Mond nachgewiesen zu haben glaubt, sind selten und unsicher. Dafür haben die Gebilde der Mondoberfläche ein so bezeichnendes und scharf umrissenes Gepräge, daß an ihrer vulkanischen Entstehung auf Grund eines Vergleichs mit den auf gleichem Wege geborenen Erdscheinungen der Erdoberfläche nicht gezweifelt werden kann. Man hat deshalb auch immer schon von Mondvulkanen und Mondkratern gesprochen. Auch die künstliche Nachbildung von Mondlandschaften ist erfolgreich versucht worden, beispielsweise mit lodendem Schwefel. Der Leiter der Pariser Sternwarte Professor Puiseux, der sich um die Mondforschung besondere Verdienste erworben hat, bezeichnet als die bedeutendsten Eigenschaften der meisten Mondkratere ihren großen Durchmesser, die gleichfalls sehr große Tief- und den im allgemeinen senkrechten Abstieg der Wände. Er hat aber auch auf eigentümliche Wülste von wahrscheinlich geringer Höhe in der nächsten Umgebung der Kratere aufmerksam gemacht. Auf seine Veranlassung hat Dr. Escaud Versuche mit der Nachbildung dieser Erscheinungen gemacht und dazu Stoffe wie Asphalt in halbflüssigem Zustand benutzt, indem er sie mit etwas Wasser schmolz. Der dabei entweichende Dampf verursachte die Entstehung von Blasen an der Oberfläche, die nach dem Zerplagen genau die Form von Krateröffnungen annahmen. Die Krateränder sanken dann wieder zusammen und stellten schwache Erhebungen dar, die genau den auf dem Mond beobachteten Wülsten entsprachen. Diese sind daher wahrscheinlich als die letzten Phasen der vulkanischen Tätigkeit durch aufsteigenden Dampf zu betrachten.